

„Seliger ist zu beschreiben Melosinam“

Über das selig-unselige Treiben der Wasserweiber in Franken

Wir streiften damals in der Rothenburger Landwehr, dem ehemaligen Territorium der Reichsstadt ob der Tauber. Und am späten Nachmittag steuerte Archaios, als dreifacher Musengründer immer auf der Jagd nach altfränkischen Raritäten, das Lager eines fahrenden Händlers aus der Sippe der Schnecks an.

Zwischen Spinnrädern, Alteisen, verstaubten Truhen und Bauernschränken, die heutzutage, nach gut drei Jahrzehnten, ein Vermögen wert wären, stieß ich da auf eine armlange Tonform. In fein gearbeitetem Relief wölbte sich mir ein fischschwänziges Wasserweib entgegen. Mit der linken Hand raffte sie über ihrem Haupt einen phantastischen pflanzlichen Kopfschmuck. Ihre rechte Hand griff auf der Herzseite zur vollen Brust. In einem muschelförmigen Ornament endete das tönerner Gebilde.

Als ich meine Bewunderung für das Stück allzu offen zeigte, schlug der Händler in Gedankenschnelle wohl gleich hundert Prozent drauf. Wir wurden trotzdem rasch einig.

Die Figur reizte zum Weiterforschen, Weitersammeln. Sagen und Bilder von den Wasserfraale, den Wassernonnen und Wasserfeen, von Meerfräuleins, Meerminnen, Melusinen, Undinen, Magelonen, Sirenen, Schwanenjungfrauen, Nixen und Nymphen, von Loreley, Frau Done und der schönen Lau sind bei uns ja dicht gestreut. Der Glaube an die Existenz solcher Elementarwesen geht weit, weit zurück und ist, wie der Wasserkult selbst, weltweit verbreitet.

Das Bildmotiv des Wasserweibs in der sogenannten Melusinenstellung, also mit gespreiztem Fischschwanz, scheint jedoch nördlich der Alpen entstanden zu sein. Den Theologen galt solch eine Darstellung als Sinnbild sündiger Lust.



Vermutlich aus dem späten 16., frühen 17. Jahrhundert stammt diese Tonform eines Wasserweibs.

Foto: B. Deseö



Unfreiwillig komisch buchstabiert sich das Wirtshausschild in Rippberg im Odenwald.

Foto: I. Rohloff

Mit die ältesten Darstellungen von Wassergottheiten hierzulande dürften die römischen Dreinympfensteine sein, wie man sie etwa im bayerischen Zipfel des Odenwaldes in Rüdenau oder bei Unterheimbach im hohenlohischen Limesland gefunden und als „Heidensteine“ der Außenwand der Kirche eingemauert hat. Von dem Unterheimbacher Relief ging vor gut hundert Jahren noch die Sage, die drei Wasserweiber mit ihren Schilfrohren in der Hand hätten früher nächtens ihren Stein verlassen und den spinnenden Mädchen im Dorf bei der Arbeit geholfen.

Die Frau des 1773 erschossenen Spessarter Erzwilderers Johann Adam Hasenstab, die Eva Maria Werner aus Winzenhohl bei Schmerlenbach, soll von den Wassernonnen bei Weibersbrunn einen Ring mit blauem Stein erhalten haben, der seinen Träger unsichtbar gemacht habe.

Im Kastellgelände von Osterburken barg man 1983 das Bruchstück eines Denkmals, das den „nymphis sanctis“ geweiht war. Im nahegelegenen Hemsbach wurde bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts zu den drei namenlosen heiligen Jungfrauen gewallfahrt, deren Kirche im Mittelalter noch auf einer Insel des Rinsbachs lag. Drei Jungfrauen ist ein Altar in der Nikolauskapelle des Wormser Domes geweiht. Hier werden die Namen genannt: Embede, Warbede, Willebede. Das klingt wie ein heidnisches Gebet.

Am Basler, Freiburger und Straßburger Münster finden wir stillende Wasserweiber

als gotische Bauplastiken. Am Rathaus von Grünsfeld wie im barocken Familienwappen des Bronnbacher Abtes Franziskus Wundert spreizt ein Wasserweib den silbrigen Fischschwanz. Am Alten Rathaus zu Miltenberg erscheint ein schwerbrüstiges Wasserweib in Stein gehauen. In Rippberg im Odenwald steht das Gasthaus „Zu den drei Meerfräulein“. Eine Linie der Herren von Zimmern leitete sich seit Kreuzzugtagen von einer Seejungfrau her. Und wenn die Gräfin Margret von Zimmern an Mann oder Kindern etwas auszusetzen hatte, meinte sie: „Das kommt von der Meerfei her.“

Die Sage von der schönen Melusine

Am Unterlauf der Tauber, im Bannkreis der einsam gelegenen Eulschirbenmühle, ist die Sage von der schönen Melusine zuhaus. Hinter dichtem Ufergebüsch, zwischen Erlen, Weiden, Pappeln, ragen die Volutengiebel des stattlichen, fast schloßartigen Renaissancebaues auf. Seit dem Ersten Weltkrieg steht das Mühlrad still. Aber trotz des angebauten kleinen Elektrizitätswerkes bietet die Eulschirbenmühle mit Treppenturm, dekorativem Erker, Schneckengiebeln und seidig glänzendem Schieferdach noch immer ein geschlossenes schönes Bild. Die Tauber rauscht hier über ein breitrückiges Wehr. Eine Bachstelze wippt zwischen den algengrünen Steinen. Die älteste der zahlreichen Hochwassermarken an der Mühle datiert aus dem Jahr 1595.

Die Sage, von dem 1811 geborenen Wertheimer Sammler Johann Andreas Fries wahrscheinlich erstmals aufgezeichnet, erzählt: Der Ritter von der Gamburg kehrte nach der Jagd wieder einmal beim Eulschirbenmüller ein. Da sah er ein schönes Mädchen vorübergehen. Der Müller erzählte, die neue Magd habe die Bedingung gestellt, vom Abend des Donnerstags bis zum Samstagmorgen frei zu sein. Er habe seine Zusage nicht bereut, denn diesem Mädchen gehe die Arbeit auch doppelt flott von der Hand.

Der Ritter beschloß, der rätselhaften Schönen am Donnerstag nachzuspüren. Er sah, wie sie flußabwärts zur Tauber ging, sich auszog, ihre Kleider in einer hohlen Weide barg

und dann im Fluß verschwand. Er nahm die abgelegten Kleider an sich und wußte, daß ihm so das Wassermädchen nach den Gesetzen der Elementargeister verfallen war.

Seiner schönen Melusine, so nannte sich das Mädchen, ließ der Ritter nun neben der Mühle ein Schloßlein bauen, dessen Kellertreppe in die Tauber führte. Als der Müller immer wieder Frauengelächter und Lautenspiel in dem Haus hörte, außer dem Ritter aber keine Menschenseele kommen und gehen sah, stach ihn die Neugierde. Eines Tages schlich er herbei, schaute durch das Fenster und erkannte neben dem Ritter seine verschwundene Magd. Nun war ihm alles klar.

Der Müller rannte zum nahegelegenen Kloster Bronnbach und erzählte dem Abt von dem unchristlichen Treiben. Der Abt gab dem Müller ein mit frommen Zeichen beschriebenes Stück Pergament und geweihtes Wachs mit. Das solle er, bevor die Melusine am Samstagfrüh aus dem Wasser steige, auf die Kellertreppe legen. Der Müller tat so. Als es an der Zeit war, hörte er im Haus nebenan Wehklagen und einen schweren Fall ins Wasser. Die schöne Melusine hat keiner mehr wiedergesehen.

Die aquarellgrüne Landschaft selbst, so scheint es, hat neben dem Melusinenwappen des Bronnbacher Abtes Franziskus Wundert zu dieser Sage inspiriert. Aber auch ohne den Bannfluch eifernder Mönche hätte es Melusine heute schwer. Neben der Eulschirbenmühle reckt ein Schild den Zeigefinger der Obrigkeit: „Das Baden ist polizeilich verboten.“

Vereinzelt oder in der Dreizahl, verchristlicht und dämonisiert, lebte also die Erinnerung an die Wasserweiber weiter. Es sind Elementarwesen wie Riesen und Kobolde, Wilde Männer und Holzweiblein, feurige Zundel, Sylphen und Salamander auch. Aber keine Gestalt bleibt uns so fremd vertraut und verwirrend herznah wie die der Melusine oder deren jüngerer Schwester Undine. Beide haben einen wahren Kosmos dichterischer, bildnerischer, musikalischer Konfessionen inspiriert. Das reicht von der ums Jahr 1390 verfaßten *Histoire de Lusignan* über Goethes

Märchen von der Neuen Melusine und Fontanes Novellenskizze „Oceane von Parceval“ bis hin zu Henzes Ballett „Undine“ und Friedrich Hechelmanns abgründig blauem Gemälde von der schönen Lau.

Paracelsus und die Elementarwesen

Die Genealogie all dieser Figurationen hat, weit über den deutschsprachigen Kulturkreis hinaus, einen großen Stammvater, den Magus aus dem Süden, Theophrastus Bombastus von Hohenheim, genannt Paracelsus. Sein abenteuerlich verworrener Lebenslauf gleicht dem seines Zeitgenossen und Landmannes Dr. Faustus aus Knittlingen. Wie Luther die Kirche, so wollte Paracelsus die Heilkunde reformieren. Mehr als 6500 Druckseiten umfassen die medizinischen, naturkundlichen und philosophischen Schriften. Als fast ebenso umfangreich wird die noch unvollendete Gesamtausgabe seiner theologischen und mystischen Schriften eingeschätzt.

Er hat sie nach strapaziösen Ritten, Patientenbesuchen, Trinkgelagen abends und in der Nacht hastig niedergeschrieben oder einem seiner Adepten diktieren lassen. Sein ungestüm grobes Wesen, führte er auf seine entbehrungsreiche Jugend zurück: „Diese subtilen, katzenschleckerischen, sauberfeinen Leute ... und wir, die in Tannzapfen erwachsen, verstehen einander nit wohl.“

Im Gegensatz zur Kirche lehrte er, die Religion sei für alle Kreaturen, nicht nur für den Menschen da. Schönstes Beispiel dafür ist sein im Nachlaß aufgefundenes Manuskript mit dem Titel „*Liber de nymphis...*“, auf deutsch: Das Buch von den Nymphen, Sylphen, Pygmäen, Salamandern und anderen Geistern, also Das Buch von den Wasserweibern, Windleuten, Bergmännlein und Feuergeistern.

Paracelsus glaubte wie viele seiner Zeitgenossen an das Dasein solcher Elementarwesen. Für Luther und andere Theologen waren vor allem die Wasserweiber mit ihren „gar großen Brüsten oder Tüteln“ nichts anderes als succubi, also verführerische Figurationen des Teufels. Paracelsus dagegen

lehrte, diese Elementarwesen stammten zwar nicht aus Adams Geschlecht, aber sie gäben sich oft wie Menschen und seien von Gott als eine besondere Kreatur erschaffen worden.

Und so bekannte er sich, nicht ohne Zivilcourage, in einer naturfromm hymnischen Seligpreisung zu diesen Wesen: „Seliger ist es zu beschreiben die Nymphen / dann zu beschreiben die Orden: Seliger ist es zu beschreiben den Ursprung der Riesen / dann zu beschreiben die Hofzucht: Seliger ist es zu beschreiben Melosinam / dann zu beschreiben Reiterei und Artillerie: Seliger zu beschreiben die Bergmännlein unter der Erden / dann zu beschreiben Fechten und Frauen dienst...“

Vor allem die Wasserfrauen, so Paracelsus, suchten die Gesellschaft des Menschen, vor allem aber der Männer. Und das aus ganz natürlichem Grund: „Ursach: Fleisch und Blut ... Sie fleißigen sich der Mannen, wo sie mögen...“.



Melusine, spätmittelalterlicher Holzschnitt aus Konrad von Megenbergs „Buch der Natur“.

Dazu verführte nicht nur die sinnlichen Strahlkraft dieser Geschöpfe, das hatte einen tieferen Grund. Denn durch die Heirat mit einem Mann, so Paracelsus, gewannen die selig-unseligen Wasserweiber wie der Mensch erst eine unsterbliche Seele! Freie ein Mann so eine Nymphe, so sollte er sie möglichst von allen Gewässern fernhalten. Auch durfte er sie nicht an den vertrauten Orten ihres Elements beleidigen. Entziehe sich die Nymphe

nach einer Kränkung ihrem Mann, so bleibe dieser nach wie vor an die Ehe mit ihr gebunden, wußte Paracelsus. Nehme er trotzdem eine neue Frau, so kehre die Nymphe zurück und bringe ihm den Tod: „Wie dann oft geschehen.“

Romantische Rezeption

Die literarische Rezeption des paracelsischen „Liber de nymphis“ beginnt mit der Romantik, mit Friedrich de la Motte Fouques 1811 veröffentlichten Erzählung „Undine“. Der Dichter hat sich dabei ausdrücklich auf Paracelsus als Quelle berufen; die übrige Fabel selbst war seiner Phantasie entsprungen. Der erotisch zeitlebens leicht entflammbare Fouque hat sich in seinem Ritter Huldbrand von Ringstetten durchsichtig selbst gezeichnet, ihm auch die eigenen Wappenfarben Veilchenblau und Gold beigegeben.

Das anmutige, launenhafte, bald übermütige, bald demütig naive Naturgeschöpf Undine entsprach dem Frauenwunschild vieler Romantiker, frei nach einem Fragment von Novalis: „Die Frauen ... Nur durch ihren Mann hängen sie mit Staat, Kirche, Publikum“, hier als Gesellschaft gemeint, „zusammen. Sie leben im eigentlichen Naturstande...“

Durch ihre Ehe mit Huldbrand gewinnt Undine eine unsterbliche Seele, wird sie zum liebenden, leidenden Weib. Denn der Preis für dem Übergang vom schuldlos-seelenlosen Elementarwesen zur menschlichen Existenz ist das Leid. Und zur Rache an dem untreu gewordenen Ritter Huldbrand drängt schließlich der männliche Wasserdämon Kühleborn, eine archetypisch eindringliche Schöpfung Fouques.

Der stattliche, freilich etwas tumbe, phantasielose, letztlich doch der Konvention verhaftete Huldbrand Fouques repräsentierte nicht gerade überzeugend den von der Romantik beschworenen Dualismus Mann und Geist contra Weib und Natur.

Paracelsus und die Folgen – ein Abrufen all der Melusinenmotive in Schauspiel, Film und Erzählung, in Lyrik, Malerei, Oper und Bal-

lett verhedderte sich im grünen Dschungel der Wasserpest. Ein paar Stichworte müssen genügen:

E.T.A. Hoffmanns in Bamberg konzipierte Oper „Undine“ mit dem Libretto Fouques und den Bühnenbildern von Karl Friedrich Schinkel, als erste romantische Oper fünf Jahre vor Webers „Freischütz“ 1816 in Berlin uraufgeführt, verschwand nach einem Theaterbrand, leider, abrupt von der Bühne. Dagegen hat sich Albert Lortzings biedere Opernfassung im Repertoire behauptet.

Mit seinem im Frühjahr 1939 uraufgeführten Bühnenstück „Ondine“ hat Jean Giraudoux ein wehmütig bezauberndes Gleichnis vom ausschließlichen, albeseelten Liebesvermögen der Frau und der ängstlich eingegrenzten Liebesbereitschaft des Mannes gegeben. Weniger Ondine sucht hier im Menschwerden ihre Unsterblichkeit; der Geliebte namens Hans vielmehr spürt seine Unzulänglichkeit und will in der Verbindung mit diesem verwirrend schönen, bis zur Schamlosigkeit wahrhaftigen Geschöpf über sich hinauswachsen. Er scheitert an seiner konventionellen Männerhaltung, Männerrolle. Ondine sinkt in ihr kristallenes Element zurück. In Giraudoux Bühnenpaar Hans und Ondine schimmert unausgesprochen, unwägbare, vielleicht auch die spannungsvolle Beziehung zwischen deutscher und französischer Kulturturnation wider.

Ingeborg Bachmanns 1961 erschienene Prosadichtung „Undine geht“ bleibt in ihrer Radikalität einzigartig. Bachmanns Undine ist trotz gelegentlicher Wasser-Metaphorik kein Kind des Elements im paracelsischen Sinne mehr. Sie ist nur noch weibliche Stimme der Anarchie, ein Anruf des Mannes, in ihrer Umarmung die falschen Ordnungen und Tabus abzuschütteln, die verdrängten Mächte Zeit und Tod im Erkennen zu überwinden – „ordnungslos, hingerissen und von höchster Vernunft“. Von den übrigen Erdenfrauen, die Hans erst aufgibt, um ihretwillen schließlich

doch immer wieder Undine zu verraten, heißt es: „Die heftigen schärfen ihre Zungen und blitzen mit den Augen, die sanften ... lassen ein paar Tränen laufen, die tun auch ihr Werk.“

Nach Johann Heinrich Füssli's malerischer Geisterschau erlagen die meisten bildenden Künstler von Böcklin bis Klimt dem Irrtum, eine Beauté mit Fischschwanz ergebe schon eine Melusine. Das gilt auch für unsere Karikaturisten, wenn sie etwa appetitliche Wasserweibchen die Aquarien frustrierter Ehemänner durchgauckeln lassen.

Menetekel der Zivilisation

Unsere Gegenwart könnte, sollte das paracelsische „Liber de nymphis“ auch als Menetekel der Zivilisationsgesellschaft deuten. Denn die Elementargeister, so Paracelsus, sind von Gott als Hüter über die Naturschätze eingesetzt worden, mit denen der Mensch pfleglich umgehen solle. Da, wo man Wasserweiber, Bergmännlein, Holzweiblein, die Geister der Luft und des Feuers nicht achte, zeigten sie bald schon die Zerstörung des Landes an.

Warum das Experiment zwischen Mann und Melusine in all den Überlieferungen und Erzählungen so trostlos scheitert, gewinnt damit eine neue Dimension. Der Mensch kann auf Dauer nur im Gelöbnis mit den Elementen leben. Bricht er dieses Gelöbnis, so ist er dem Untergang verfallen. Die Naturgesetze lassen so wenig mit sich spaßen wie Kühleborne.

Paracelsus beschließt sein Buch von den Wasserweibern mit der Prophezeiung, am Ende der Welt werde das Geheimnis der Elementargeister offenbar werden, auch den gelehrten Leugnern dieser Geschöpfe: „Do werden erkannt die Gelehrten im Grund und die im Geschwätz ... dann Gott setzt das Licht offenbar, das ist, ein jeglicher wird's sehen, wie es geleuchtet hat.“